© F. Enke Verlag Stuttgart Zeitschrift für Soziologie, Jg. 14, Heft 5, Oktober 1985, S. 373–385

Tönnies' Zeichentheorie zwischen Signifik und Wiener Kreis(+)

H. Walter Schmitz

Universität Bonn, Institut für Kommunikationsforschung und Phonetik, Poppelsdorfer Allee 47, 5300 Bonn 1

Zusammenfassung: Ferdinand Tönnies' Preisschrift „Philosophische Terminologie" ist in der Soziologie nahezu unbeachtet geblieben und allgemein in Vergessenheit geraten. Dabei enthält diese Schrift eine eigenständige Zeichentheorie und eine Reihe von Überlegungen, die wissenschaftsgeschichtlich äußerst wirksam geworden sind. Der vorliegende Aufsatz rekonstruiert Entstehung und Wirkung der Preisschrift im Bereich der Signifik Lady Welbys und analysiert ihren Inhalt, insbesondere die Zeichentheorie, unter Berücksichtigung von Bezügen zu „Gemeinschaft und Gesellschaft". Abschließend wird die These entwickelt und begründet, daß Tönnies über die deutsche Fassung seiner Preisschrift und über persönliche Gespräche (mit Otto Neurath) und Briefe (an Neurath und Rudolf Carnap) einige Grundideen des Wiener Kreises und der späteren „unity of science movement" zumindest vorbereitet, wenn nicht sogar in ihren Grundzügen geprägt hat.

Im Jahre 1897 verfaßte Ferdinand Tönnies eine Untersuchung über „Philosophische Terminologie in psychologisch-soziologischer Ansicht", deren erster und wesentlichster Teil eine eigene Zeichentheorie enthält. Dieser Text ist vor allem innerhalb der Soziologie nahezu unbeachtet geblieben. Lediglich Eduard Georg Jacoby, der sich allgemein um eine Aufarbeitung und Würdigung der Schriften Tönnies' verdient gemacht hat, berücksichtigte auch diese Arbeit zumindest ansatzweise (vgl. Jacoby 1970: 14, 23; 1971: 43–51; Tönnies 1974: 217–247, 267–269), ohne dabei allerdings auf ihren zeichentheoretischen Teil einzugehen. Es verwundert von daher auch nicht, daß Tönnies bis zu Alfred Schütz' „Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt" (1932) der einzige Soziologe blieb, der eine Zeichentheorie entwickelte und sie später auch in seine systematische Soziologie einbaute.

Gibt dieser Tatbestand schon einen hinreichenden Grund ab, sich erneut mit dieser frühen Arbeit Tönnies' zu beschäftigen, so besteht ein weiterer Grund darin, daß von dieser Tönniesschen Schrift wissenschaftsgeschichtlich bedeutsame Wirkungen ausgegangen sind, die bisher vollkommen unbekannt und unbeachtet geblieben sind.

Nach einigen Bemerkungen zur Entstehung von „Philosophische Terminologie" möchte ich die darin entwickelten Grundgedanken in ihrem Bezug zu den zentralen Begriffen in „Gemeinschaft und Gesellschaft" (Tönnies 1979; zuerst 1887) darstellen, um schließlich auf ihre Hauptwirkungen auf spätere zeichentheoretische und philosophische Strömungen einzugehen.

1. Zur Entstehung von „Philosophische Terminologie"

1896 begründete die Engländerin Victoria Lady Welby (1837–1912) mit ihrem Aufsatz über „Sense, Meaning and Interpretation" unter dem Namen „Significs" (Signifik) eine deutlich kommunikationsorientierte zeichentheoretische Disziplin[1]. Um dem Namen der neuen Disziplin und ihren zentralen Termini Anerkennung zu verschaffen, und vor allem, um auch die Forschung auf diesem Gebiet zu fördern und das Interesse von Wissenschaftlern an den aufgeworfenen Fragen bezüglich der Bedeutung, Verwendung und Interpretation von Zeichen zu wecken, bewegten der Psychologe E. B. Titchener (1867–1927) und der Psychologe und Philosoph G. F. Stout (1860–1944) Lady Welby dazu, einen „Welby Prize" auszuschreiben (in Höhe von £50) für die beste Abhandlung zu folgendem Thema:

„,The causes of the present obscurity and confusion in psychological and philosophical terminology, and the directions in which we may hope for efficient practical remedy'" (Advertisement 1896: 583)

+ Überarbeitete Fassung des Vortrages, gehalten auf dem Zweiten Tönnies-Symposium, 28. bis 30. Oktober 1983, Kiel, in der Arbeitsgruppe „Wille – Sprache – Öffentliche Meinung" (Vorsitz: Dr. Gottfried Deetjen, Dr. Jürgen Zander). Der Text basiert in einigen Teilen auf Kap. 4.2 in Schmitz (in press).
Die Archivstudien, die auch die vorliegende Untersuchung hervorbrachten, wurden durch finanzielle Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft ermöglicht (Schm 572/1–1), der dafür ausdrücklich gedankt sei.

[1] Zu Lady Welby und zur Signifik vgl. Hardwick (1977), Eschbach (1983) und Schmitz (1983; in press).

Weiter heißt es in der Bestimmung der gestellten Aufgabe:

„The donor of the prize desires that general regard be had to the classification of the various modes in witch a word or other sign may be said to possess ‚meaning', and to corresponding differences of method in the conveyance or interpretation of ‚meaning'. The committee of award will consider the practical utility of the work submitted to them as of primary importance." (Advertisement 1896: 583)

Als Einsendeschluß wurde schließlich der 1. Januar 1898 festgelegt; und zum „committee of award" gehörten neben Titchener und Stout der englische Psychologe James Sully (1842–1923), der französische Philosoph Émile Boirac (1851–1917) und der deutsche Psychologe Oswald Külpe (1862–1915).

Da bis zum genannten Stichtag nur zwei englische Essays eingereicht wurden, die aber den hohen Erwartungen nicht entsprachen, hatte man sich schon entschlossen den Preis nicht zu vergeben, als im Juli 1898 Stout von Külpe ein Manuskript zugesandt bekam, das bei Külpe noch rechtzeitig eingetroffen war. Stout schrieb darüber an Lady Welby[2]:

„He [Külpe] was much impressed by its merits: and after carefully reading it through, I entirely agree with him. It is an excellent paper, full of good matter, well written, and to the point. It certainly fully deserves the prize." (Stout an Lady Welby, July 23rd 1898)

Nachdem sich alle Komiteemitglieder einstimmig für diesen Essay ausgesprochen hatten, gab Stout (August 26th. 1898) Lady Welby diese Entscheidung bekannt und fügte hinzu:

„Its turns out to be written by no less a person than Dr Ferdinand Tönnies. I am sorry that you cannot read German; but an English translation will be published in *Mind* (. . .) You have succeeded in catching a big fish with your bait."[3]

Mrs. B. Bosanquet fertigte die Übersetzung an, die von Stout durchgesehen und verbessert wurde, und 1899/1900 wurde der Essay unter dem Titel „Philosophical Terminology" (Tönnies 1899/1900) in *Mind* veröffentlicht. 1906 publizierte Tönnies den deutschen Text zusammen mit einer zusätzlichen Vorrede und drei Anhängen, in denen er die Beziehungen zwischen den Ideen in seiner Preisschrift und den Bestrebungen der terminologiekritischen Bewegung in Frankreich (um A. Lalande, Couturat etc.), den Zielen von J. M. Baldwins „Dictionary" (Baldwin 1901–1905) und Lady Welbys Signifik darstellte. Dabei geht der erste dieser Anhänge auf einen Artikel zurück, den Tönnies auf Drängen seines Freundes, des Hirnforschers Oskar Vogt, für dessen Zeitschrift über die zentralen Thesen seiner Preisschrift schrieb (Tönnies 1900b).[4]

Über seinen brieflichen und persönlichen Kontakt zu Lady Welby wurde Tönnies von 1900 an mit den Grundideen der Signifik vertraut, durch die er zumindest zeitweise in seinen eigenen zeichentheoretischen Auffassungen beeinflußt wurde (vgl. Schmitz in press, Ch. 4. 2).

2. „Philosophische Terminologie" und „Gemeinschaft und Gesellschaft"

Wer nur oberflächlich mit den Schriften von Tönnies vertraut ist, wird nicht vermuten, daß dieser Autor eine ganze Reihe zeichen- und vor allem sprachwissenschaftlicher Untersuchungen durchführte. Zwar hat auch Tönnies im Vorwort der deutschen Ausgabe seiner Preisschrift ausdrücklich darauf hingewiesen, daß er kein „Sprachforscher" und auch kein „Sprachphilosoph" sei, aber wünsche, seine Theoreme zu denen solcher Wissenschaftler – und er nennt hier W. Wundt, B. Delbrück und M. Bréal – in Beziehung zu setzen

---

[2] Die von mir zitierten Briefe an Lady Welby befinden sich in der Welby Collection der York University Archives (Downsview, Ont., Canada).

[3] Selbst hat sich Tönnies zur Entstehung der Preisschrift an zwei Stellen geäußert. An Friedrich Paulsen schrieb er am 15. 10. 1898:
„Sahst Du vor einem Jahre in den philosophischen Journalen die Ausschreibung eines englischen Preises – Welby Price [sic!] von 50 £ für eine Arbeit über philosophische und psychologische Terminologie? Diesen Preis habe ich gewonnen – zu meiner Überraschung, da ich entschieden zu wenig Zeit darauf verwandt hatte, ich fing eigentlich erst Mitte November [1897] damit an und ultimo Dezember mußte sie abgeliefert werden. Dieser kleine Sieg hat dazu beigetragen, meine Gedanken an Philosophie wieder zu ermutigen." (Tönnies/Paulsen 1961: 334).
Und in seiner Selbstdarstellung schrieb Tönnies (1922: 221):
„Ich fand eines Tages eine Preisfrage in einer philosphischen Zeitschrift, die mein lebhaftes Interesse in Anspruch nahm; sie stammte aus England und betraf die Verworrenheit der Terminologie in der Philosophie und Psychologie. Der Gegenstand hatte mich früher oft aufgeregt; ich äußerte wohl einmal scherzend, es sei das einzige rein philosophische Problem, das mir noch wahrhaft am Herzen liege."

[4] Vgl. dazu die teils zustimmende, teils aber auch ablehnende Replik von A. Forel (1901).

(Tönnies 1906: IX). Doch für derartige Untersuchungen gibt es bei Tönnies biographische und vor allem wissenschafts- und erkenntnistheoretische Gründe.

Als biographisch kann der Umstand benannt werden, daß Tönnies zu Beginn seines Studiums durchaus eine Neigung zur Sprachwissenschaft hatte und 1872 auch Vorlesungen bei Berthold Delbrück[5] hörte, dem er viele Jahre später freundschaftlich verbunden war (vgl. Tönnies 1922: 202). Die anderen Gründe sind schon „Gemeinschaft und Gesellschaft" zu entnehmen, womit Tönnies eine philosophische Grundlegung der Soziologie versuchte (vgl. Tönnies 1922: 211). Dort wird die dialektische Setzung der beiden polaren Grenzbegriffe „Gemeinschaft" und „Gesellschaft" auf der Ebene einer axiomatischen reinen Theorie vorgenommen (vgl. Jacoby 1970: 15). Reine Theorie oder reine Wissenschaft aber, die ja ebenfalls zu den Gegenständen der konstruktiven und axiomatischen Philosopheme in „Gemeinschaft und Gesellschaft" gehört, ist für Tönnies nur von Dingen möglich, die der Wissenschaftler selbst konstruiert hat, also von abstrakten Gegenständen, Gedankendingen, mit denen unabhängig von Leben und Natur operiert werden muß (vgl. Jacoby 1971: 43). Damit aber können die sprachlichen Ausdrücke zur Bezeichnung der wissenschaftlichen Begriffe weder ungeprüft noch ohne nähere Bestimmung (i. e. Definition) entsprechend den Zwecken der theoretischen Arbeit aus der Alltagssprache übernommen werden. Daher resultiert einmal die Notwendigkeit einer Analyse der Bedeutungen solcher alltagssprachlichen Ausdrücke und ihrer Verwendungsmöglichkeiten, die nun für wissenschaftliche Zwecke gebraucht werden sollen; und mit einer solchen Analyse hebt schon § 1 von „Gemeinschaft und Gesellschaft" an. Zum anderen ist eine Reflexion darüber erforderlich, wie sich der Wissenschaftler zu den Zeichen verhält oder verhalten soll, unter deren Verwendung er neue Erkenntnisse gewinnen und diese dann anderen mitteilen will. Auch hierzu hat Tönnies seine Position in ihren Grundzügen schon in „Gemeinschaft und Gesellschaft" skizziert (vgl. Tönnies 1979: XIXf., 93, 118, 122, 140, 200ff., 216).

„Philosophische Terminologie" ist in dieser Hinsicht im wesentlichen eine Art Erläuterung von Tönnies' soziologischer Erkenntnistheorie geworden, wie sie schematisch schon „Gemeinschaft und Gesellschaft" zugrunde gelegen hatte; ersteres ist also durchaus, wie Tönnies es selbst formuliert hat (Tönnies 1906: XII), „so zu sagen eine Tochter jenes Werkes". Wie genau dies auch hinsichtlich der Zuordnung zur reinen Theorie und bezüglich der konsequenten Beibehaltung der Willenstheorie von 1887 zutrifft, sei nun im Verlaufe der Darstellung des Inhalts der Preisschrift nachgewiesen.

Ursprünglich, d. h. in der englischen Fassung, war die Schrift in ein Vorwort und die Teile I–III mit eigenen Überschriften gegliedert. Diese Überschriften sind in der späteren deutschen Ausgabe weggelassen, und die Nummerierung der Paragraphen ist verändert worden. Das Vorwort enthält die Wiedergabe der vorgegebenen Aufgabenstellung und ihre Interpretation durch Tönnies, die vor allem auch die Begründung für die Notwendigkeit einer Zeichentheorie für die Behandlung des Problems angibt: alle bedeutenden Philosophen, die sich mit diesem Problem befaßt haben, seien zur Klärung der Natur und des Ursprungs sprachlicher Bedeutungen von einer Zeichentheorie ausgegangen. Tönnies' Vorbilder sind, wie der weitere Text dann zeigt, in erster Linie Philosophen des 17. und 18. Jahrhunderts, darunter Locke, Leibnitz, Wolff u. a. m. Teil I enthält den äußerst dicht und komprimiert geschriebenen systematischen Aufbau seiner Zeichentheorie, deren Kernstück seine Willenstheorie bildet[6]. Der gesamte Teil zielt in erster Linie darauf ab, die wesentlichen Unterschiede zwischen wissenschaftlicher, alltäglicher und natürlicher Zeichenbildung und -verwendung herauszuarbeiten. Teil II beleuchtet vor dem Hintergrund der Zeichentheorie die Ursachen von Unklarheit und Verwirrung in philosophischer, psychologischer und soziologischer Terminologie. Der Hauptteil ist hier einer Analyse der wissenschaftlichen Entwicklung seit der Scholastik gewidmet. Teil III schließlich behandelt Tönnies' Lösungsvorschläge, also die Einführung einer internationalen Wissenschaftssprache und einer internationalen geisteswissenschaftlichen Akademie. – Ohne Zweifel ist für Tönnies Teil I der wesentlichste, er

[5] B. Delbrück (1842–1922), deutscher Sprachforscher und Indogermanist, seit 1870 Professor in Jena, setzte sich in seinen „Grundlagen der Sprachforschung" (Straßburg 1901) kritisch mit W. Wundts Sprachtheorie auseinander.

[6] In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, daß der Ausdruck „Voluntarismus" auf Tönnies zurückgeht (vgl. Tönnies 1900a: 421), also nicht, wie F. Mauthner und andere angenommen haben, auf Friedrich Paulsen.

gehört zum Bereich der reinen Theorie; und Teil III ist, wie zu zeigen sein wird, ein Entwurf einer idealen wissenschaftlichen Kooperation der Zukunft, aufs engste verknüpft mit den persönlichen Bestrebungen und Interessen Tönnies' und keineswegs als Utopie (höchstens als Eutopie) gedacht.

Teil I beginnt sogleich in § 1 mit einer Definition von Zeichen und Denken:

„Wir nennen einen Gegenstand (A) *Zeichen* eines anderen Gegenstandes (B), wenn die Wahrnehmung oder Erinnerung A die Erinnerung B zur regelmäßigen und unmittelbaren Folge hat. Als Gegenstand verstehen wir hier alles, was in eine Wahrnehmung oder Erinnerung eingehen kann, mithin sowohl Dinge als Vorgänge. Wahrnehmung ist alle Auffassung durch Sinne; Erinnerung umfaßt außer Reproduktion von Wahrnehmungen Reproduktion aller anderen Empfindungen, sofern sie einen Gegenstand oder doch einen als Gegenstand setzbaren Inhalt haben. Menschliche Erinnerung ist gleich Denken. Denken, wie es hier verstanden wird, ist selber zum größten Teile Erinnerung an Zeichen und durch Zeichen an andere, bezeichnete Dinge. Wahrnehmungen und Erinnerungen werden im Folgenden gelegentlich unter dem Namen ‚Ideen' zusammengefaßt, welcher Name aber auch *Gefühle* mitbezeichnen kann." (Tönnies 1906: 1; vgl. dazu Tönnies 1979: 82ff.)

Schon die erste sodann von Tönnies eingeführte Zeichenklasse schließt bis in die Benennung hinein an Vorbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert an[7]. Denn Tönnies definiert:

„Einige Zeichen sind *natürliche Zeichen,* d. h. solche, bei denen jene Folge durch das natürliche Verhältnis zwischen Zeichen (A) und Bezeichnetem (B) begründet ist". (1906: 1)

Von den mannigfaltigen Relationen dieser Art werden die von dem Idealfall der Identität von A und B abgeleiteten behandelt, in dem die genannte Folge selbstevident erscheint. Da Identität für ein wahrnehmendes oder denkendes Subjekt die Ununterscheidbarkeit ist, entsteht aus einigen der von Tönnies angeführten 6 Subklassen solcher Zeichen die irrtumsreiche Haltung, in der das Zeichen für die Sache selbst gehalten wird, oder das, was wahrgenommen wird, für eine Kombination von Sache und Zeichen angesehen wird; und Sprache ist für Tönnies ebenfalls ein Ausdruck dieses natürlichen Denkens, weshalb er sie als eine Reduktion der Annahme der Zeichenhaftigkeit des ‚Äußeren' für ‚Inneres' ansieht, die ebenfalls in diesem Sinne von der Identitätsrelation abgeleitet ist. Da nun schließlich in diesem Sinne auch in Ähnlichkeitsbeziehungen und in Teil-Ganzes-, Teil-Teil- und Nachbarschafts- oder Abfolgeverhältnissen das eine zum Zeichen für das andere werden kann, ergibt sich eine solche Vielfalt von Zeichengrundlagen, daß Tönnies allgemein bestimmen kann:

„Zeichen ist, was als Zeichen wirkt." (1906: 4)

Und da diese Relationsart in die verschiedensten höheren Erkenntnisprozesse ebenfalls eingeht, die eben an „‚Merkmale'" gebunden sind, die schließlich zu Reflexion, Erwartung und Gewißheit führen, gilt auch allgemein:

„Das Urteil gründet sich auf Zeichen." (1906: 4)

Ab § 9 werden die natürlichen Zeichen nun nach ihren allgemeinen Entstehungsbedingungen klassifiziert, um sie deutlicher von den später eingeführten „künstlichen Zeichen" (§ 14) zu unterscheiden und die Verbindung zur Willenstheorie herzustellen. Abbildung I gibt das resultierende Klassifikationsschema der natürlichen Zeichen und ihren Übergang zu den künstlichen Zeichen wieder. Entsprechend dieser Klassifikation sind oder werden alle menschlichen Ausdrucksbewegungen „unwillkürliche Zeichen" der psychischen Zustände, die in ihnen ausgedrückt werden; „unwillkürlich" sind sie jedoch nur als Zeichen, während sie für die Mitteilung von Empfindungen und Gefühlen gleichzeitig notwendig sind. Die natürlichen Zeichen insgesamt dienen nun nicht nur dem, was Malinowski mehr als 20 Jahre später „phatic communion" genannt hat, sondern auch der Verständigung (vgl. auch Tönnies 1979: 17).

Unter künstlichen Zeichen versteht Tönnies beinahe ausschließlich lautliche Zeichen, und zwar Worte; sie entwickeln sich in z. T. unmerklichen Übergängen aus den natürlichen Zeichen, und sie sind als Worte, Buchstaben oder Schrift allein ein Produkt des menschlichen Willens. Worte haben Bedeutungen, d. h. sie sind Zeichen eines wahrnehmbaren oder denkbaren Objektes, gemäß dem Willen einer Person („individuelle Zeichen") oder mehrerer Personen („soziale Zeichen"). Da es zwischen individuellen und sozialen Zeichen Über-

[7] Man vergleiche dazu z. B. den Ausgangspunkt bei Johann Heinrich Lambert (1728–1777) in „Neues Organon" (1764): „Es wird dabey untersucht, was in den Sprachen *willkürliches, natürliches, nothwendiges* und zum theil auch *wissenschaftliches* vorkömmt, und wie sich das *metaphysische* in den Sprachen vom chracteristischen und bloß *grammatischen* unterscheide." (zit. nach Ungeheuer 1979: 78)
Ebenso unterschied auch schon Th. Hobbes, mit dessen Werken Tönnies ja bestens vertraut war, zwischen natürlichen und willkürlichen Zeichen, wie später auch Chr. Wolff und andere.

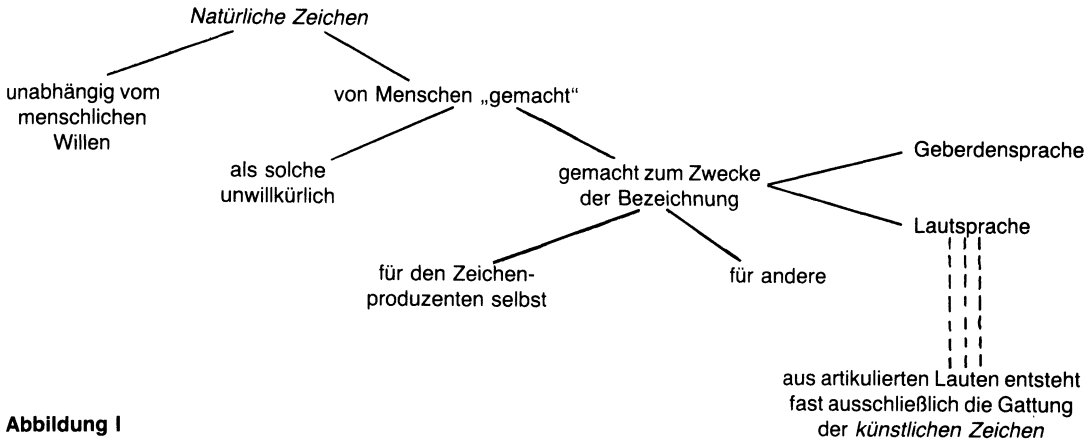

Abbildung I

gänge gibt, folgt daraus für die Bestimmung von „Verstehen":

„Verstehen ist selbst eine Art des Wollens, ist der Wille der Anerkennung, der Annahme, d. h. Aneignung, und so wird gemeinsames Verstehen einem gemeinsamen Besitze ähnlich. Durch das Verstehen wird also aus dem individualen ein sozialer Wille. Je weniger aber das Wort soziale Geltung hat, desto mehr bedarf es für das Individuum der *Anstrengung,* sich verstanden zu machen; den Sinn, den er dem Worte geben will, unterstützt er dann durch natürlichere Zeichen: Töne und Geberden." (1906: 6f.)

Da Worte nach Tönnies essentiell und entsprechend ihrem Entwicklungsgesetz soziale Zeichen sind, und da sich der soziale Wille in ihnen ausdrückt, müssen nun für die weitere Bestimmung von Klassen künstlicher Zeichen die verschiedenen Arten des sozialen Willens generell definiert werden. Dazu wird die frühere Unterscheidung zwischen „Wesenwille" (vgl. Tönnies 1979: 73ff.) und „Willkür" bzw. „Kürwille" (vgl. Tönnies 1979: 112ff.) wieder aufgenommen, allerdings lauten die zur Bezeichnung der entsprechenden Begriffe verwendeten Ausdrücke nun anders. Es wird also unterschieden „zwischen sozialem Willen, der auf natürliche Art sich gebildet hat, und solchem, der auf bewußte Art gemacht wird" (1906: 7). Ersterem entsprechen die alltagsweltliche Auffassung und Verwendung von Sprache, in der Bedeutung und Paraphrasierungsmöglichkeiten als selbstverständlich hingenommen und die Verbindung von Namen und Dingen als notwendig betrachtet werden. Als ein Gewolltes wird Sprache höchstens angesichts der Verschiedenheit von ‚Sprachen' innerhalb der Gesellschaft erkennbar. Entgegen der daraus resultierenden Auffassung von gegenseitiger Verständigung ist jedoch neben der gemeinsamen Sprache ein gemeinsames „Ideen-System" notwendig und zusätzlich ein positiver Wille zu verstehen, also eine Art aktiver Sympathie oder aber ein Interesse. Werden zudem andere als natürliche Zeichen verwendet, so wird die Möglichkeit zum Verstehen erst über einen Lernprozeß erworben.

Der Geist einer Sprache schließlich ist eine der Formen, in denen Tönnies das erkennt, was er den sozialen Willen nennt (1906: 10):

„Als sozialen Willen überhaupt verstehen wir den für eine Mehrheit von Menschen *gültigen,* d. h. ihre Individual-Willen in gleichem Sinne bestimmenden Willen, insofern als sie selber als Subjekte (Urheber oder Träger) dieses ihnen gemeinsamen und sie verbindenden Willens gedacht werden."

„Als individueller menschlicher Wille aber wird hier begriffen jede bestehende Verbindung von Ideen (Gedanken und Gefühlen), welche für andere sich bildende Verbindungen von (ebensolchen) Ideen erleichternd, beschleunigend, oder erschwerend und hemmend wirkt (sie wahrscheinlicher oder unwahrscheinlicher macht)." (1906: 10)

Da von der Art des individuellen oder sozialen Willens abhängig sein soll, in welchem Sinne und auf welche Art Zeichen Bedeutung zukommt, führt Tönnies nun die verschiedenen Willensformen ein, wobei sowohl die verwendeten Termini als auch die inhaltlich begrifflichen Bestimmungen leicht von denen in „Gemeinschaft und Gesellschaft" abweichen. Denn der menschliche Wille kann insofern als Ursache von Aktivitäten und Unterlassungen angesehen werden, als diese aus psychologischer Sicht nichts anderes als Abfolgen von Ideen (Wahrnehmungen, Erinnerungen, Gefühlen; vgl. § 1) sind. Die Gefühle (Bejahung oder Verneinung) sind in diesen kausalen Ideenkombi-

nationen relativ konstante, die Gedanken aber relativ variable Elemente. Die möglichen Beziehungen zwischen den beiden grundlegenden Willensformen und diesen Elementen werden dann zur Grundlage der weiteren Klassifikation. Zuvor aber bestimmt er in Paraphrasierung einer früheren Definition (vgl. 1906: 7):

„Natürlich nennen wir den Willen, in dem die Gefühle, künstlich den Willen, in dem die Gedanken überwiegen." (1906: 11)

Die Relation zu den Aktivitäten, in denen sich Wille ‚äußert' oder ‚realisiert', ist im einen Falle mehr vorausgefühlt, im anderen mehr vorausgedacht. Die vorausgefühlte ist ihrer Natur nach unbestimmt und entwickelt sich von allgemeinen zu besonderen Beziehungen. Die vorausgedachte geht von einzelnen Bestimmungen aus und geht in allgemeinere über, die aus jenen zusammengesetzt sind. Im „Gefühlswillen" wird dem Menschen seine Aufgabe, sein Sollen offenbar; im „Gedankenwillen" ‚macht' er seinen Plan. Zusätzlich sind diese beiden Willensformen jeweils danach zu unterscheiden, ob in der Beziehung zur Tätigkeit das sinnliche (Empfindungen, Wahrnehmungen) oder aber das intellektuelle Element (Vorstellungen, Gedanken) überwiegt, oder ob sie gemischt sind. Daraus resultieren nun die insgesamt 6 rein begrifflich konstruierten Klassen von Willensformen, wie ich sie in Abbildung II zusammengestellt habe.

Angewendet auf das Gebiet der individuellen Zeichen heißt dies:

„Ein Gegenstand (A) wird durch individualen, z. B. meinen Willen Zeichen eines anderen Gegenstandes (B) . . . ich will bei Wahrnehmung von A – obwohl sie mit B in keinem natürlichen Zusammenhange steht – an B denken." (1906: 12)

Dies kann für die Gegenwart oder die Zukunft, einmalig oder immer gelten. Die Erinnerung ist dann wesentlich an die Wahrnehmung (s) oder an die Vorstellung (i) gebunden. Gleichzeitig ist die Form des Willens, der die Assoziation bildet, zu unterscheiden.

Analog hierzu und zu den schon in „Gemeinschaft und Gesellschaft" bestimmten Formen des „verbundenen Willens" entwickelt Tönnies nun seine 6 verschiedenen Klassen künstlicher sozialer Zeichen. Wie Abbildung II zeigt, hält er dabei fest an den Ideen aus „Gemeinschaft und Gesellschaft", wenn auch die Termini wieder leicht differieren und *die Anwendung seiner Willenstheorie auf Zeichen im wesentlichen auf Analogiebildung beruht.*

Bevor Tönnies zur Zusammenfassung des ersten Teils seiner Schrift und dort zu den mit den verschiedenen Zeichenklassen verbundenen kommunikativen Problemen übergeht, fügt er nun noch einen Exkurs ein, den er dem durchaus traditionellen Vergleich[8] zwischen Wörtern und Geld widmet und dabei ähnlich, aber ausführlicher und gründlicher als in „Gemeinschaft und Gesellschaft" (vgl. Tönnies 1979: 39) zeigt, in welchem Sinne auch Münz- und Papiergeld als Zeichen verstanden werden können. Aus diesem Vergleich erhellt denn auch, warum Tönnies viele Jahre später sowohl Geldformen als auch sprachliche Zeichen innerhalb seiner systematischen Soziologie gemeinsam in die Klasse der sozialen Werte einordnete (vgl. Tönnies 1926: 440f.; 1931: 177–186).

Zusammenfassend stellt Tönnies fest, daß Worte und andere Zeichen zunächst einmal Bedeutung haben – und zwar subjektive Bedeutung – gemäß der Verwendungsintention eines Individuums, das sich ihrer bedient; daß diese Bedeutung aber wesentlich durch die „objektive Bedeutung" bedingt ist, die diese Worte oder andere Zeichen im „regelmäßigen Gebrauch *haben*" (1906: 39). Die objektive Bedeutung schließlich variiert je nach der Klasse der Willensformen, gemäß der den jeweiligen Worten oder anderen „gültigen Zeichen" Bedeutung zukommt. Je nach Klasse der Willensformen variieren auch die Voraussetzungen und Möglichkeiten kommunikativer Verständigung unter Verwendung der den Klassen zugeordneten Sprachebenen.

Von besonderem Interesse für ein Verständnis von Tönnies' Auffassung von Wissenschaft und Begriffsbildung ist seine Behandlung der Sprachstufen, die dem künstlichen Willen oder Gedankenwillen zugeordnet sind. Sie setzen alle im Allgemeinen eine hohe Kultur und eine zu vielfältigem Gebrauch entwickelte Sprache voraus, damit auch eine geschriebene Sprache. Sie machen freieren Gebrauch von der Sprache als einem Instrument; die Worte werden bewußt als Kommunikationsmittel geformt. Die Sprache wird prosaisch, und definite soziale Stile, Formen und Methoden sind ihre Muster. Andererseits ist hier die Grundlage eines entwickelten Individualismus und Egoismus in der Sprachverwendung und -bildung. Folgende Bedingungen gelten nach Tönnies hier für Verständigung: Kenntnis der speziellen Sprache und der Idee, über die kommuniziert wird – womöglich erst nach einer Art ‚Initiation'; Kenntnis der Persönlichkeit des Sprechers oder Autors; Vertrauen darauf, daß der Autor tatsächlich etwas Wirkliches

[8] Vgl. dazu Ungeheuer (1980: 77) und Dascal (1976)

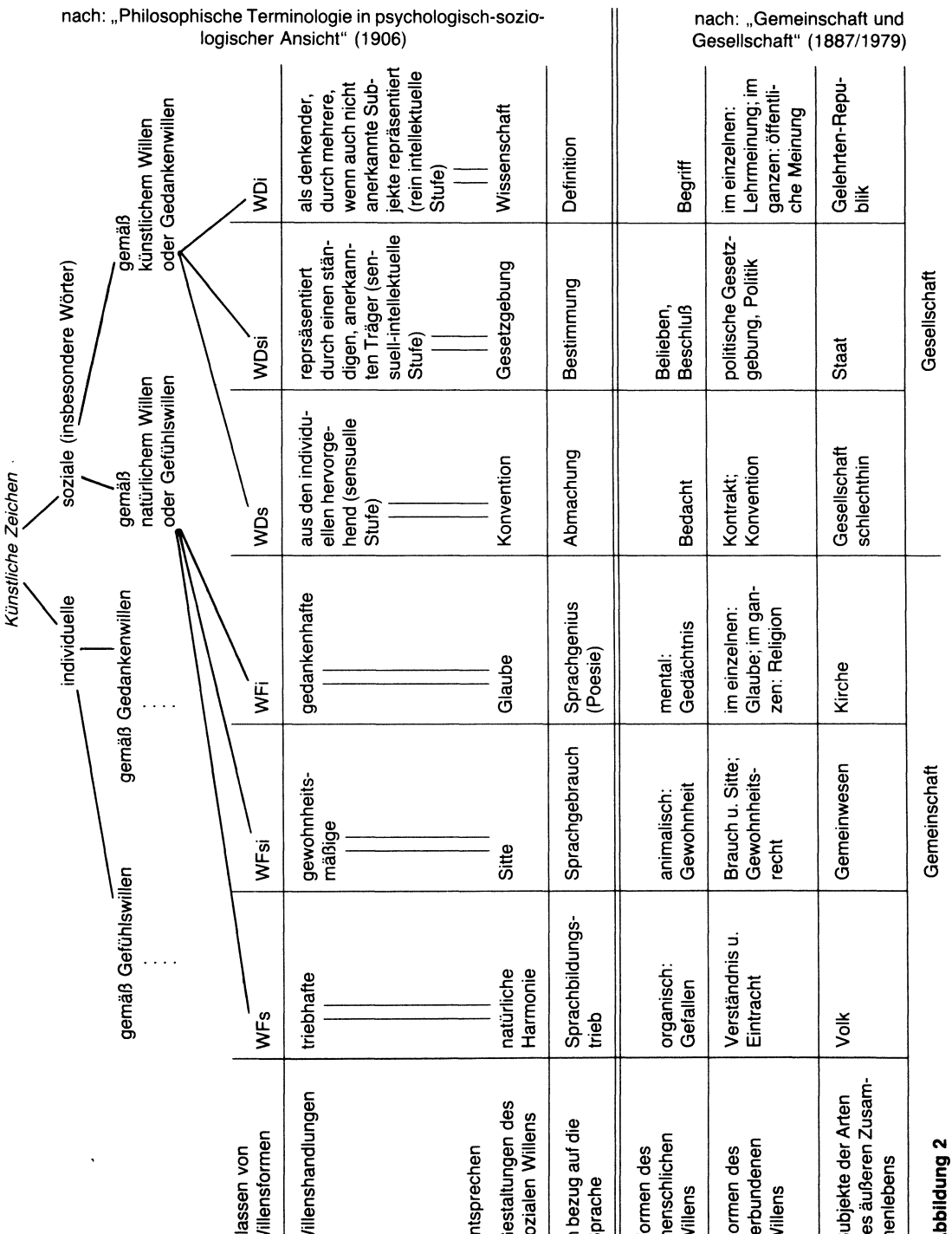
Künstliche Zeichen
individuelle
soziale (insbesondere Wörter)
gemäß Gefühlswillen
gemäß Gedankenwillen
gemäß natürlichem Willen oder Gefühlswillen
gemäß künstlichem Willen oder Gedankenwillen
nach: „Philosophische Terminologie in psychologisch-soziologischer Ansicht" (1906)
nach: „Gemeinschaft und Gesellschaft" (1887/1979)
Klassen von Willensformen
WFs
WFsi
WFi
WDs
WDsi
WDi
Willenshandlungen
triebhafte
gewohnheitsmäßige
gedankenhafte
aus den individuellen hervorgehend (sensuelle Stufe)
reprsäsentiert durch einen ständigen, anerkannten Träger (sensuell-intellektuelle Stufe)
als denkender, durch mehrere, wenn auch nicht anerkannte Subjekte repräsentiert (rein intellektuelle Stufe)
entsprechen
Gestaltungen des sozialen Willens
natürliche Harmonie
Sitte
Glaube
Konvention
Gesetzgebung
Wissenschaft
in bezug auf die Sprache
Sprachbildungstrieb
Sprachgebrauch
Sprachgenius (Poesie)
Abmachung
Bestimmung
Definition
Formen des menschlichen Willens
organisch: Gefallen
animalisch: Gewohnheit
mental: Gedächtnis
Bedacht
Belieben, Beschluß
Begriff
Formen des verbundenen Willens
Verständnis u. Eintracht
Brauch u. Sitte; Gewohnheitsrecht
im einzelnen: Glaube; im ganzen: Religion
Kontrakt; Konvention
politische Gesetzgebung, Politik
im einzelnen: Lehrmeinung; im ganzen: öffentliche Meinung
Subjekte der Arten des äußeren Zusammenlebens
Volk
Gemeinwesen
Kirche
Gesellschaft schlechthin
Staat
Gelehrten-Republik
Gemeinschaft
Gesellschaft

Abbildung 2

mitzuteilen wünscht und nicht nur Phrasen drischt oder täuscht.

Gerade auf diesen Stufen sind – vor allem in schriftlichen Texten – Erklärungen und Interpretationen in Form von Übersetzungen in leichter verstehbare Sprache erforderlich. Die Methoden der Interpretation – sie finden sich in zahlreichen Werken Tönnies' durchgeführt, wenn auch nicht immer mit der gleichen Meisterschaft wie in „Die Tatsache des Wollens" (1982, insbes. pp. 114–128) und in „Die Sitte" (1909) – sind: 1. Etymologie; 2. „Erforschung des besten, d. h. festesten, regelmäßigsten Gebrauches" (1906: 43);

3. Erforschung „der zu Grunde liegenden Anschauungen, Meinungen, Vergleiche, Bilder usw., um besondere Bedeutungen auf allgemeine, höhere auf einfache, uneigentliche auf eigentliche zurückzuführen" (1906: 43).

Sofern die in der Interpretation verwendeten Worte der Alltagssprache (Stufen 1–3) Ambiguitäten aufweisen, figurativ, schwankend in ihrer Verwendung oder unbestimmt hinsichtlich ihres Ursprunges sind, wird eine klare und sichere Interpretation schwierig und offen für Kontroversen und Mißverständnisse.

Schließlich erklärt Tönnies noch den Sinn, in dem er „Wissenschaft" als eine Form des sozialen Willens bestimmt hat, den Sinn „wodurch Begriffsnahmen ihre Bedeutung oder, sagen wir, ihren Kurs erhalten" (1906: 44):

„Denn dieser Sinn ist, seiner normalen Gestalt nach, durchaus *bedingt* durch die Methode der Übertragung und Interpretation solcher Bedeutungen." (1906: 44)

Denn nur im Falle von Wissenschaft bildet die Lehre ausschließlich die Essenz des sozialen Willens, so daß dieser durch Lehre entsteht, erhalten und propagiert wird (vgl. dazu auch Tönnies 1979: 122). Der soziale Wille wird in erster Linie durch den Lehrer als Einzelperson repräsentiert, und seine Schüler willigen aus freier Einsicht in die Anerkennung der von ihm gebildeten Begriffe und in die Geltung von deren Zeichen ein. Die Zeichen sind dabei nichts anderes als Zeichen, „d. h. als *Mittel* für die Bezeichnung, ohne allen ‚inneren Wert'" (1906: 45).

Diese Auffassung beinhaltet nun, daß Bildung und Prägung von Begriffen Leistungen genialer Individuen sind, die damit sozusagen zu Gesetzgebern werden, vor allem in Bezug auf ihre Schule. Die freie Zustimmung der Schüler und anderer ist dabei eher auf Zweifel als auf Glaube gegründet – obwohl auch der häufig eine große Rolle spielt –, und sie stempelt schließlich Begriffe zu *„konventionell* gültigen Mitteln der Erkenntnis" (1906: 45).

Tönnies' Zeichentheorie ist schon durch das ihr vorgegebene Problem, aber auch durch ihre willenstheoretische Grundlage auf das Problem der Bedeutung konzentriert und nicht wie formalstrukturelle Theorien auf Merkmale der Zeichenkörper oder deren Relationen zu Denotata. Dennoch führen seine Überlegungen nur sehr allgemein über die Ebene der Wortsemantik hinaus. Daß er nicht in Richtung auf eine Textsemantik oder gar eine Kommunikationssemantik weiterging, war denn auch der Hauptkritikpunkt Lady Welbys (1901: 191).

Wegen der weiteren Entwicklungen im Anschluß an die Preisschrift verdient ihr 3. Teil wiederum besondere Aufmerksamkeit. Die Richtung, aus der wirksame Abhilfe bezüglich der Terminologieprobleme zu erwarten ist, hat Tönnies schon durch seine Diagnose des Zustandes und seine Behandlung der Ursachen angedeutet:

1. Durch den Fortschritt des Denkens selbst und zwar besonders durch seinen zunehmend internationalen Charakter. Denn:

„Der Vernunft ist ihr Anspruch wesentlich, *allgemeine* Geltung zu haben." (1906: 79).

2. Die modernen Kommunikationsmittel fördern den ständigen Kontakt zwischen den Wissenschaftlern und damit auch das Bewußtsein für die Hinderlichkeit verschiedener Terminologien und für die Notwendigkeit einer gemeinsamen Sprache.

Im Vertrauen auf derartige Entwicklungen legt Tönnies sodann einen eigenen Entwurf für die Konstruktion einer einheitlichen und internationalen Terminologie vor, der ganz offensichtlich an einige Ideen aus dem 17. und 18. Jahrhundert, etwa bei Leibnitz, Wolff und Lambert, anzuknüpfen versucht:

„Ein System von Begriffen ist denkbar, das alle möglichen Gedanken, soweit sie formalen Wert in philosophischen Urteilen haben können, in ihrer natürlichen Ordnung darstellt, ihre Verhältnisse zu einander, Abhängigkeiten, Verwandschaften, Kontraste festsetzt, alle aber aus einfachen Elementen, von denen angenommen wird, daß sie dem gemein-menschlichen Bewußtsein angehören, entwickelt; für diese Elemente, die, wie das ganze System, in einer wirklichen Sprache, aber in einer so sehr als möglich universellen (wie der lateinischen) ausgedrückt werden sollten, ließen sich zugleich gewisse lineare Zeichnungen herstellen, so daß sich die komplexen Gedanken daraus zu geometrischen Figuren zusammensetzen würden – ebenen, sphärischen und räumlichen. Diese Linien und Figuren würden den universellen Ter-

minus zwar nicht ersetzen – denn diesen denken wir doch als sprachlich bezeichnet – aber auf eine leicht verständliche Art die Verhältnisse dieser Termini zu einander illustrieren; andere mathematische Zeichen wären daneben anwendbar." (1906: 82)[9]

Bedenkt man, daß Tönnies schon in „Gemeinschaft und Gesellschaft" (1979: XIXf., 118, 140) Mathematik und Physik als die Vorbilder aller Wissenschaften ansah (vgl. auch Bickel 1981: 104ff., 115), so erscheint diese Konzeption nur folgerichtig. Für die Realisierung einer solchen Idee schlägt er die Gründung einer „Internationalen Akademie" vor, die ihre Anerkennung und Autorität allein aufgrund ihrer Leistungen erringen soll. Für die Erstellung eines derartigen Systems der Geisteswissenschaften sind nämlich Konsultation, Kooperation und Organisation erforderlich, und die sind nur im Rahmen einer solchen Institution im notwendigen Umfang realisierbar. Nationen sollen ihre freien Mitglieder werden können. Gleichzeitig soll sie – entsprechend Tönnies' Konzeption von „Wissenschaft" als einer Form des sozialen Willens – ein Ort der reinen Forschung und der Lehre allein um der Erkenntnis willen sein. Als einheitliche internationale Sprache der Akademie schlägt Tönnies das „Neulateinische" vor, während Englisch als internationale Handels- und Verkehrssprache dienen soll (vgl. 1906: 84ff.).

[9] Hier wird das Grundprinzip der „charcteristica universalis" erkennbar. Man vergleiche mit den Ausführungen von Tönnies, was Lambert in seinem Brief vom 1. May 1767 an Plouquet schrieb: „Ich sage *chracteristisch ausgedrückt,* damit *welche Prämissen man immer zeichnet, man sie so bald sie gezeichnet sind aus der Zeichnung selbst bestimmen könne, wohin sie führen, ohne nochmals auf die Sachen zurück zu sehen.*" (zit. nach Ungeheuer 1979: 80)
Eine ähnliche Idee lag übrigens P. Geddes' graphischer Methode und ihrer Anwendung auf nicht-mathematische Probleme zugrunde (vgl. Mumford 1968: 82). L. Couturat schrieb darüber folgende interessante Bemerkung an F. Tönnies (21 avril 1902; No. Cb 54. 56): „– A propos des idées pédagogiques de Lady Welby, elles ont peut-être quelque analogie avec celles de M. P. Geddes, déjà nommé: celui-ci veut rendre l'enseignement le plus intuitif possible, et employer des schèmes géometriques pour figurer toutes les connaissances. Il rêvait même que ce serait là une langue universelle, la langue des schèmes et des figures, signes naturels des idées. Si vous avez occasion de le voir vous pourrez en savoir davantage par lui-même."
Tönnies waren diese Erfindungen Geddes' damals noch nicht bekannt; Lady Welby dagegen war mit ihnen schon seit langem vertraut.

3. Bemerkungen zur Wirkung von „Philosophische Terminologie"

Tönnies' Preisschrift fand sehr schnell unter Philosophen und Psychologen des In- und Auslandes Zustimmung und Anerkennung, so z. B. bei Stout (vgl. seinen Brief vom April 14th 1899; Nr. Cb 54. 56)[10], Lande, Couturat (vgl. Schmitz, in press, Ch. 4.1) und R. Eucken (Brief vom 11/10 06; Nr. Cb 54. 56); und schon Anfang 1900 bat der Japaner Imafuku Shinobu über Stout um Erlaubnis, die Preisschrift ins Japanische übersetzen zu dürfen. 1902 erschien sie denn auch in Japan (vgl. Shinobu 1902)[11]. Rudolf Eisler schließlich berücksichtigte Tönnies' Zeichentheorie (Eisler 1927–1930, Bd. 1: 167) und seine Zeichendefinition (Bd. 3: 643) viele Jahre später in seinem „Wörterbuch der philosophischen Begriffe".

Das nachhaltigste Echo aber fand Tönnies' Vorschlag, eine Internationale Akademie zu gründen. Zunächst bemühte sich ab 1900 Lady Welby in England, international angesehene Wissenschaftler in Oxford zu einer Konferenz zusammenzubringen, auf der die Gründung und Gestaltung einer derartigen Akademie diskutiert und vorbereitet werden sollte (vgl. Schmitz, in press, Ch. 4.2). Trotz des großen Interesses der vorgesehenen Teilnehmer gelang es Lady Welby in den folgenden zwei Jahren nicht, einen allen Teilnehmern genehmen Termin für die Konferenz festzulegen, so daß sie schließlich den Plan aufgab.

Tönnies' Idee einer Internationalen Akademie wie die dazu gehörende einer Enzyklopädie der Geisteswissenschaften waren ebenfalls leitend für die Bestrebungen der frühen Signifiker in den Niederlanden, zu denen der Dichter und Sozialreformer Frederik van Eeden (1860–1932), die Mathematiker L. E. J. Brouwer (1881–1966) und Gerrit Mannoury (1867– 1956), der Dichter und Jurist Jacob Israël de Haan (1881–1924), der Sinologe Henri

[10] Diese Ziffern verweisen auf die Klassifikation der Nachlaßmaterialien im Tönnies-Archiv der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek, Kiel. – Dr. J. Zander sei für seine Unterstützung gedankt, die er mir bei meinen Bemühungen um Einsichtnahme in die einschlägigen Briefwechsel mit Tönnies gewährte.

[11] Vgl. dazu den Brief von G. F. Stout an Ferdinand Tönnies, 18th Febr. 1900. – Die bibliographischen Angaben zur japanischen Übersetzung von Tönnies' Preisschrift verdanke ich den sachkundigen Bemühungen von Frau Viktória Eschbach-Szabó (Ruhr-Universität Bochum).

Borel (1869–1933) und der Sozialarbeiter und Journalist H. P. J. Bloemers gehörten; mit ihrer Gründung des „Internationaal Instituut voor Wijsbegeerte" (International Institute for Philosophy) in Amsterdam im Jahre 1917 beabsichtigten sie, beide Projekte vorzubereiten (vgl. Mannoury 1949: 18f.; Schmitz 1983). Aber auch hier scheiterte der Plan an weiterer personeller und finanzieller Unterstützung.

Die bedeutendste Wirkung und zugleich die nachhaltigste übte die Preisschrift auf die Entwicklung im Wiener Kreis aus. Es läßt sich nämlich zeigen, daß Tönnies über die deutsche Fassung seiner Schrift und über persönliche Gespräche und Briefe einige Grundideen des Wiener Kreises und des späteren unity of science movement zumindest vorbereitete, wenn nicht sogar in ihren Grundlinien prägte. Dabei denke ich in erster Linie an die stets mit dem Wiener Kreis verbundenen Ideen einer Einheitssprache der Wissenschaften, verknüpft mit dem unity of science, und der der Enzyklopädie; in zweiter Linie aber auch an den Plan eines „Visual Thesaurus" als Bestandteil der Enzyklopädie. Tönnies bereitete diese Ideen vor, so meine These, durch seinen Einfluß auf Otto Neurath (1882–1945) und in geringem Maße auch durch den Einfluß seines Welby Prize Essays auf Rudolf Carnap (1891–1970).

Bickel (1981: 104) scheint, ohne sich allerdings dabei auf „Philosophische Terminologie" zu berufen, etwas von dem von mir behaupteten Zusammenhang zwischen den hier einschlägigen Auffassungen Tönnies' einerseits und den im Wiener Kreis vertretenen andererseits erspürt zu haben. Denn unter Bezug auf andere Schriften Tönnies' stellt er – und das wohl als erster – fest:

„Der Gedanke der Einheitswissenschaft trägt bei Tönnies einerseits die Züge eines Vorgriffs auf spätere neopositivistische Argumentationsweisen, andererseits erscheint er bei Tönnies in seiner später verdeckten philosophiegeschichtlichen Tiefenschärfe. Seine ‚vorkritischen' alteuropäischen Ursprünge werden ausdrücklich zur Sprache gebracht in dem von Spinoza entlehnten Motto, das Tönnies programmatisch seiner als Habilitationsschrift gedachten Untersuchung ‚Gemeinschaft und Gesellschaft. Theorem der Kulturphilosophie' voranstellt: ‚Finis in scientiis unicus est ad quem omnes sunt dirigendae' (. . .)".

Aus Raumgründen möchte ich hier den inhaltlichen Nachweis für meine These, den ich an anderem Ort vorgelegt habe, aussparen und mich auf den Beweis der Tatsache beschränken, daß sowohl Neurath als auch Carnap Tönnies' Preisschrift sehr gut kannten und schätzten. Schon dies ist wichtig, weil in der gesamten mir bekannten Literatur von Vertretern des Wiener Kreises wie von anderen über diese Gruppe Tönnies' Name unerwähnt bleibt. Auch Neurath selbst erwähnt Tönnies nur hin und wieder en passant als den Autor von „Gemeinschaft und Gesellschaft". Lediglich an einer einzigen Stelle deutet er ganz vage an, was er Tönnies schuldet. Sie findet sich interessanterweise in dem Artikel „Universal Jargon and Terminology" (Neurath 1941: 132) und wurde zwar von Neurath-Forschern zitiert und interpretiert, doch stets unter Auslassung des zweiten Satzes, mit dem man wohl nichts Rechtes anzufangen wußte (vgl. z. B. Rutte 1982: 73f.):

„I learned much from Mach's writings, from Poincaré, Duhem, Enriques, Avenarius, later on from Jevons, Abel Rey, James, Karl Pearson and Bertrand Russell. I think through Ferdinand Tönnies (Welby Prize essay on ‚Philosophical Terminology') I heard of ‚significs' for the first time."

Die Reihenfolge der Namen in diesem Zitat entspricht nachweislich nicht der, in der Neurath mit den Schriften dieser Autoren in Kontakt kam; vielmehr hätte Tönnies an einer der vorderen Stellen stehen müssen. Doch die Reihenfolge ist kennzeichnend für Neuraths retrospektive Legitimierungsversuche. Der umfangreiche Briefwechsel[12] Neuraths mit Tönnies zwischen 1903 und 1922, den A. Eschbach und ich in naher Zukunft herausgeben werden, gibt da in vielfacher Hinsicht ein genaueres Bild von Neuraths Gedankenweg. Daraus geht zum einen hervor, daß Neurath mit Tönnies persönlich bekannt war, während seiner ganzen Studienzeit in Berlin (von 1903 bis 1906) und darüber hinaus von Tönnies beraten und durch Empfehlungen, persönliche Fürsprachen und auch Literaturbeschaffungen stetig und sehr freundschaftlich unterstütz wurde. Tönnies sandte ihm zum anderen stets seine neuesten Publikationen, und auch Neurath legte ihm alles Wichtigere zur Beurteilung vor. In einem sehr persönlichen Brief an Tönnies (25. Juni 1906) schrieb Neurath:

[12] Von dem Briefwechsel, der im Tönnies-Archiv der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek in Kiel liegt, sind nur die Briefe von Neurath an Tönnies erhalten (No. Cb 54. 56). Diese Briefe scheinen bisher für keine Biographie Neurath's benutzt worden zu sein. – Die Vienna Circle Foundation in Amsterdam besitzt nach persönlicher Mitteilung von Henk L. Mulder keine Briefe von Tönnies an Neurath, ebensowenig sind solche im Besitz von Frau Marie Neurath, London.

„Nächst meinem Vater haben eigentlich nur drei Männer auf mich einen bedeutenden Einfluß gehabt, und einer von den dreien sind Sie. Wie werde ich ihnen dafür danken können? Von großer Bedeutung war auch für mich Ihr sittlicher Einfluß, um diesen Ausdruck zu gebrauchen . . ."

Dies also war Tönnies für Neurath; doch in seinen Schriften, auch seinen autobiographischen, bekannte er sich nur an genannter Stelle dazu. Mündlich soll Neurath jedoch auch in späteren Jahren noch gern und mit Achtung von Tönnies gesprochen haben[13]. Wann Neurath Tönnies' Preisschrift von diesem bekommen und gelesen hat, ist unbekannt. Doch daß er sie erhalten und gelesen hat, ist belegt durch seinen Brief vom 29. Jan. 1922, in dem er erwähnt, einige Schriften von Tönnies erneut gelesen zu haben, und dann fortfährt:

„Ihr Buch über Begriffsbildung lief mir durch Hände und Augen."

Doch auch schon viele Jahre vorher hatte sich Neurath offensichtlich mit der Preisschrift befaßt oder mit Tönnies darüber gesprochen. Am 5. Nov. (1903?) schrieb Neurath z. B.:

„Alles fängt nun an Denkwert etc. zu erhalten, wenn es mit sozialem, geschichtlichem u. dgl. in Beziehung steht – es ist wohl gut so. Meine Träume von einer allgemeinen Methodologie, einer allumfassenden, systematischen Formel – werden vielleicht, sogar wahrscheinlich Träume bleiben, aber dies Jugendideal wird mir wohl immer ein Interesse für das *Ganze* menschlichen Wissens, menschlicher Kultur etc. wahren."

Die Gedanken in „Philosphische Terminologie" dürften also bei Neurath auf fruchtbaren Boden gefallen sein. Daß Neurath damit sogar schon vor der deutschen Publikation aufgrund von Gesprächen mit Tönnies sehr vertraut war, belegt eine interessante Formulierung in seinem Brief vom 30. Dec. 04:

„Ihre Bemerkungen damals habe ich nicht vergessen und ich würde mit wirklicher Zuneigung in Ihre ‚Platonische Akademie' eintreten. Doch man soll erst nach vollbrachter Tat träumen und die Forderung des Tages ist jetzt mein Doktorat."

Schließlich hat Neurath wahrscheinlich um 1908 eine Sammelbesprechung soziologischer Literatur publiziert, die mit Tönnies' „Gemeinschaft und Gesellschaft" beginnt und mit Tönnies' „Philosophische Terminologie" endet[14]. Ersteres nennt er dort „Wohl das bedeutendste deutsche soziologische Werk, . . ." (S. 48), und von letzterem heißt es (S. 51):

„Bildet eine Ergänzung zum Hauptwerk des Verfassers. Die gesellschaftliche Bedeutung der Sprache wird eingehend behandelt. Das Problem der Weltsprache wird prinzipiell erörtert. Leichter lesbar als das Hauptwerk, kann manchem zur Einführung dienen."

Sowohl aus den Stellen, an denen Neurath Tönnies' Werke in seiner Besprechung behandelt, als auch aus dem, was er darüber sagt, ist zu ersehen, wie sehr er Autor und Inhalt dieser Publikationen schätzte.

Die Plausibilität meiner These sehe ich vor allem dadurch gestärkt, daß Neurath noch Anfang 1922 Tönnies' Preisschrift gelesen hat, sie also keineswegs vergessen hatte, als er zum ersten Mal Pläne für eine Enzyklopädie entwarf (um 1920), und als er bald darauf über seinen Schwiegervater Hahn zu dem Kreis um M. Schlick stieß. Nun können zwar auch andere Einflüsse als die Tönnies' wirksam gewesen sein, etwa die Lektüre von Mach, Leibniz und Lambert aus dem Jahre 1907. Dem kann jedoch entgegen gehalten werden, daß der prägende Einfluß von Tönnies auf Neurath gerade wegen seiner persönlichen Dimension stärker und dauerhafter gewesen sein dürfte; zeitlich früher war er ohnehin.

Es hat zudem auch einen zumindest verstärkend wirkenden Einfluß von Tönnies' Preisschrift auf Rudolf Carnap gegeben, der mit dazu beigetragen haben könnte, daß Carnap Neuraths Forderung einer einheitlichen Sprache, der Einheit der Wissenschaften und der Enzyklopädie im Vergleich mit anderen Mitgliedern des Wiener Kreises so schnell akzeptiert hat. In Carnaps Brief vom 28.

---

[13] Persönliche Mitteilung vom 7-5-82 von Frau Marie Neurath, der ich für Ihre Unterstützung danke.

[14] Auf diese Sammelbesprechung mit dem Titel „Soziologie" hat mich Dr. Jürgen Zander (Kiel) freundlicherweise aufmerksam gemacht, der ein Exemplar davon im Tönnies-Archiv fand. Zwar ist auf diesem Exemplar kein Autor angegeben und auch konnte der Erscheinungsort bisher nicht festgestellt werden, doch sprechen drei Gründe für Neuraths Autorenschaft: 1. Neurath hat diese Besprechung an Tönnies geschickt, wie die handschriftliche Aufschrift „in vorzüglicher Verehrung Dr. O. Neurath" darauf belegt. 2. Nach dem Stil der Rezension und nach der Beurteilung der darin behandelten Bücher zu urteilen, wurde sie von Neurath geschrieben. 3. Frau Marie Neurath, die 1925 die Schriften von Otto Neurath chronologisch ordnete, glaubt, sich an diese Rezension erinnern zu können (persönliche Mitteilung vom 14. 12. 1983), und nimmt an, daß sie geschrieben wurde, als Neurath Lehrer an der Neuen Wiener Handelsakademie war. Dies würde ebenso wie die in der Besprechung erwähnten Neuerscheinungen auf das Jahr 1908 oder kurz danach verweisen.

Nov. 1924 an Tönnies, also noch bevor er Kontakte zum Kreis um Schlick hatte, heißt es:

„Ich habe mit vielem Interesse und mannichfacher [sic!] Förderung Ihr Buch über die Philosophische Terminologie gelesen. Ich möchte Ihnen meinen Dank dafür aussprechen. Daran möchte ich eine Bitte um Auskunft über Litteratur [sic!] knüpfen, da ich gegenwärtig mit der Aufstellung einer philosophischen und psychologischen Terminologie in der Hilfssprache Esperanto beschäftigt bin."

Im Weiteren möchte er dann wissen, wo und wie er das von Tönnies erwähnte „Dictionary" von Baldwin (Baldwin 1901–1905) und Lalandes „Vocabulaire" (Lalande 1902–1923) einsehen oder erhalten kann.

Daß Carnap den Welby Prize Essay nicht nur gelesen hatte, sondern ihm tatsächlich auch „Förderung" verdankte, belegt ein Blick auf die ersten Seiten von „Physikalische Begriffsbildung" (Carnap 1926), also seiner nächsten Publikation nach der Lektüre von „Philosophische Terminologie". Was Carnap dort auf S. 3f. unter der Überschrift „Was ist Begriffsbildung?" schreibt, geht bis in Beispiele und wesentliche Formulierungen hinein auf Tönnies zurück. Daß dem mit höchster Wahrscheinlichkeit so ist, geht daraus u. a. hervor, daß Carnap die in diesem Zusammenhang und zudem für einen Mathematiker und Physiker ungewöhnlichen Ausdrücke „Gesetz", „‚ungeschriebene Gesetze'", „Sitte" und „kodifiziertes Recht" verwendet. Die in ihrer Abhängigkeit von Tönnies' Gedanken und Formulierungen deutlichste Stelle lautet bei Carnap (1926: 4):

„*Die Bildung eines Begriffes besteht in der Aufstellung eines Gesetzes über die Verwendung eines Zeichens* (z. B. eines Wortes) bei der Darstellung von Sachverhalten. Im gewöhnlichen Leben und auf den ersten Stufen der Wissenschaft findet zwar auch eine Begriffsbildung statt, ohne daß dort derartige Gesetze über die Verwendung von Zeichen (Worten) ausdrücklich aufgestellt würden [bei Tönnies „uneigentliche Begriffe" genannt; Hinzufügung von H. W. Schmitz]. Wohl aber werden dabei solche Gesetze unausgesprochen befolgt oder wenigstens ihre Befolgung gefordert. Sobald überhaupt von einem Begriff die Rede ist, handelt es sich stets um die einheitliche, also gesetzmäßige Verwendung eines Zeichens. Das Verhältnis der unformulierten Begriffsbildung zu der bewußten, formulierten in der entwickelten Wissenschaft [nach Tönnies „eigentliche Begriffe"; Hinzufügung von H. W. Sch.] entspricht etwa dem Verhältnis der ‚ungeschriebenen Gesetze' der Sitte zu dem kodifizierten Recht."

In gleicher Weise gehen auch die von Carnap in einem bald darauf geschriebenen Artikel verwendeten Ausdrücke „Eigentliche und uneigentliche Begriffe" (Carnap 1927) auf Tönnies Preisschrift zurück (vgl. Tönnies 1906: 17f., 23, 32f.). Carnap kehrt lediglich ihre Bedeutungen um, d. h. er bezeichnet als „eigentlichen Begriff", was Tönnies den „uneigentlichen Begriff" nennt.

Wenn Carnap Tönnies' Schrift so genau kannte und ohne einen Verweis auf ihn auch Gedanken und Formulierungen daraus übernahm – und zwar auch noch (1927), als er schon zum Wiener Kreis gehörte –, dann ist anzunehmen, daß er genügend vorbereitet war, um den Ideen Neuraths mit Offenheit und einem gewissen Verständnis zu begegnen.

„Philosophische Terminologie in psychologisch-soziologischer Ansicht" muß zusammenfassend als ein wichtiges und einflußreiches Werk betrachtet werden. Es stünde daher der Philosophie wie der Soziologie gut an, es nicht nur seiner wissenschaftsgeschichtlichen Bedeutung wegen, sondern auch um seiner selbst, d. h. um seiner eigenständigen und originellen Ideen willen der allgemeinen Vergessenheit zu entreißen und durch eine Neuauflage der wissenschaftlichen Öffentlichkeit wieder zugänglich zu machen.

Literatur

Advertisement of Welby Prize, (1896). In: Mind, N. S. 5: 20 583.

Baldwin, J. M. (ed.), 1901–1905: Dictionary of Philosophy and Psychology in Three Volumes. New York/London: The Macmillan Company.

Bickel, C., 1981: „Tönnies' Kontroverse mit Rickert über wissenschaftstheoretische Probleme der Geschichtswissenschaft und der Soziologie. Verschwiegene Gemeinsamkeiten und programmatische Differenzen." In: Clausen, L. und Pappi, F. U. (Hrsg): Ankunft bei Tönnies. Soziologische Beiträge zum 125. Geburtstag von Ferdinand Tönnies. Kiel: Walter G. Mühlau Verlag, 95–131.

Carnap, R., 1926: Physikalische Begriffsbildung. (Wissen und Wirken. Einzelschriften zu den Grundfragen des Erkennens und Schaffens, Bd. 39), Karlsruhe: G. Braun.

Carnap, R., 1927: „Eigentliche und uneigentliche Begriffe." In: Symposion: Philosophische Zeitschrift für Forschung und Aussprache 1: 4, 355–374.

Dascal, M., 1976: „Language and Money. A Simile and Its Meaning in 17th Century Philosophy of Language." In: Studia Leibnitiana 8: 2, 187–218.

Eisler, R., 1927–30: Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Historisch-quellenmäßig bearbeitet. Vierte, völlig neubearbeitete Auflage, 3 Bde. (Bd. 2 und 3 weitergeführt und vollendet durch Karl Roretz), Berlin: E. S. Mittler & Sohn.

Eschbach, A., 1983: „Significs as a Fundamental Sciene." In: Welby, Victoria Lady: What ist Meaning? Studies in the development of significance. Reprint of the edition London, 1903, with an introductory essay by Gerrit Mannoury and a preface by Achim Eschbach. (Foundations of Semiotics, Vol. 2), Amsterdam/Philadelphia: John Bejamins Pub. Co., ix-xxxii.

Forel, A., 1901: „Terminologie und Weltsprache." In: Zeitschrift für Hypotismus (Journal für Psychologie und Neurologie) 10: 5, 248–252.

Hardwick, C. S., 1977: „Introduction." In: Peirce, Charles S., and Victoria Lady Welby: Semiotic and Significs. The correspondence between Charles S. Peirce and Victoria Lady Welby. Edited by Charles S. Hardwick with the assistance of James Cook. Bloomington/London: Indiana U. P., XV–XXXIV.

Jacoby, E. G., 1970: Philosophie und Soziologie. Ferdinand Tönnies' wissenschaftlicher Weg. (Veröffentlichungen der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft, Neue Folge – Nr. 52), Kiel: Ferdinand Hirt.

Jacoby, E. G., 1971: Die moderne Gesellschaft im sozialwissenschaftlichen Denken von Ferdinand Tönnies. Eine biographische Einführung. Stuttgart: Ferdinand Enke.

Lalande, A., 1902–1923: „Vocabulaire technique et critique de la philosophie." In: Bulletin de la Société Francaise de Philosophie 2 (juillet 1902) – 23 (juillet 1923).

Mannoury, G., 1949: Signifika. Een inleiding. (Servires's encyclopaedie. Afd.: Logica, D2/4), Den Haag: N. K. Servire.

Mumford, L., 1968: „Geddes, Patrick." In: Sills, David L. (ed.): International Encyclopedia of the Social Sciences. Vol. 6. New York: The Macmillan Company & The Free Press, 81–83.

Neurath, O. 1941: „Universal Jargon and Terminology." Proceedings of the Aristotelian Society, N. S. 41: 127–148.

Rutte, H. 1982: „Der Philosoph Otto Neurath." In: Stadler, F. (Hrsg.): Arbeiterbildung in der Zwischenkriegszeit. Otto Neurath – Gerd Arntz. (Österreichisches Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum, LV), Wien/München: Löcker Verlag, 70–78.

Schmitz, H. W. 1983: „Victoria Lady Welby und die Folgen." In: Zeitschrift für Semiotik 5: 123–138.

Schmitz, H. W. (in press): „Victoria Lady Welby's Significs: The Origin of the Signific Movement." In: Welby, Victoria Lady: Significs and Language. The articulate form of our expressive and interpretative resources. Reprint of the edition London, 1911, with an introduction by H. Walter Schmitz. (Foundations of Semiotics, Vol. 5), Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins Pub. Co.

Shinobu, I., 1902: „Tetsugakujō no yōgo kakushinron'." In: Tetsugaku zasshi (Tetsugakkai (ed.)) 17: 180/181/182/184/185 (1902) 63–82, 74–90, 75–100, 60–75, 25–38.

Tönnies, F., 1899/1900: „Philosophical Terminology (I.–III.). (Welby Prize essay; translated by Mrs. B. Bosanquet)." In: Mind, N. S. 8/9: 31–33; 289–332, 467–491, 46–61.

Tönnies, F., 1900a: „La synthèse créatrice. Résumé philosophique." In: Bibliothèque du Congrès International de Philosophie [Paris 1900]. Tome 1: Philosophie générale et métaphysique. Paris: Librairie Armand Colin, 415–434.

Tönnies, F., 1900b: „Terminologische Anstösse." In: Zeitschrift für Hypnotismus (Journal für Psychologie und Neurologie) 10: 3, 121–130.

Tönnies, F., 1901: „Note." In: Mind, N. S. 10: 38, 204–209.

Tönnies, F., 1906: Philosophische Terminologie in psychologisch-soziologischer Ansicht. Leipzig: Th. Thomas.

Tönnies, F., 1909: Die Sitte. (Die Gesellschaft. Sammlung sozialpsychologischer Monographien, hrsg. von Martin Buber. Bd. 25), Frankfurt: Rütten & Loening.

Tönnies, F., 1922: „Selbstdarstellung." In: Schmidt, Raymund (Hrsg.): Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Bd. 3. Leipzig: Felix Meiner, 199–234.

Tönnies, F., 1926: Soziologische Studien und Kritiken. Zweite Sammlung. Jena: Gustav Fischer.

Tönnies, F., 1931: Einführung in die Soziologie. Stuttgart: Ferdinand Enke.

Tönnies, F., 1974: On Social Ideas and Ideologies. Edited, translated, and annotated by E. G. Jacoby. New York/Evanston/San Francisco/London: Harper & Row, Publishers.

Tönnies, F., 1979: Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Tönnies, F., 1982: Die Tatsache des Wollens. Aus dem Nachlaß herausgegeben und eingeleitet von Jürgen Zander. (Beiträge zur Sozialforschung, Bd. 1), Berlin: Duncker & Humblot.

Tönnies, F., und Paulsen, F., 1961: Briefwechsel 1876–1908. Hg. von O. Klose, E. G. Jacoby, I. Fischer. (Veröffentlichungen der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft, Neue Folge – Nr. 27), Kiel: Ferdinand Hirt.

Ungeheuer, G., 1979: „Über das ‚Hypothetische in der Sprache' bei Lambert." In: Bülow, E./Schmitter, P. (Hrsg.): Integrale Linguistik. Festschrift für Helmut Gipper. Amsterdam: John Benjamins B. V., 69–98.

Ungeheuer, G., 1980: „Lambert in Klopstocks ‚Gelehrtenrepublik'." In: Studia Leibnitiana 12: 1, 52–87.

Welby, V.: „Sense, Meaning and Interpretation." In: Mind, N. S. 5: 17/18 (1896) 24–37, 186–202.

Welby, V., 1901: „Notes on the ‚Welby Prize Essay'." In: Mind, N. S. 10: 38, 188–204, 209.